

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-336745](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336745)

Wie die deutschen Truppen räumten

Von Oberst a. D. Dr. phil. h. c. Bernhard Schwertfeger.

Die französischen Akten zur „Gebietsbefreiung“ 1873.

Von dem großen französischen Aktenwerk zur Vorgeschichte des Weltkrieges ist vor nicht langer Zeit der erste Band der ersten Serie in Paris ausgegeben worden. Er behandelt die Zeit vom 10. Mai 1871 (Frankfurter Friedensvertrag) bis zum 30. Juni 1875. Den Hauptinhalt des Bandes bilden die Akten, die sich mit der Ausführung des Frankfurter Friedens und mit der Befreiung des französischen Gebietes von der deutschen Okkupationsarmee beschäftigen. Weitere Akten zeigen sodann die Entwicklung der deutsch-französischen Beziehungen bis zur Beilegung der Spannung von 1875, der sogenannten „Krieg in Sicht?“-Affäre, sowie die Beziehungen Frankreichs zu den anderen Großmächten, im besonderen zu Rußland, Italien und zum Heiligen Stuhl und die Beziehungen Deutschlands zu Oesterreich, Rußland und Italien. Den Abschluß bilden einige Aktenstücke über Angelegenheiten des nahen Orients und über die Stellung Frankreichs und Deutschlands zu den Karlistenaufständen in Spanien.

Der vorliegende Aktenband umfaßt somit eine für die Geschichte Frankreichs bedeutungsvolle und peinliche Epoche. Waren vom Frankfurter Frieden an alle Bestrebungen Frankreichs darauf gerichtet, durch möglichst baldige Abtragung der Kriegsschuld zunächst einmal das französische Gesamtgebiet vom Feinde wieder zu befreien so schlossen sich an die Beilegung der „Krieg in Sicht?“-Spannung von 1875 alsbald die Unruhen in der Herzegowina als Vorläufer der orientalischen Krisis, die während der Jahre 1876 bis 1878 alle europäischen Großmächte in Mitleidenschaft zog. Es versteht sich von selbst, daß der französische Aktenband bei einem so gewaltigen geschichtlichen Inhalte der Jahre von 1871 bis 1875 nur eine starke Auswahl darstellen kann. Grundsätzlich ist zu bemerken, daß die französischen Akten fast überall daselbe geschichtliche Bild ergeben, wie es sich aus unseren deutschen amtlichen Veröffentlichungen ergibt — ist doch die Epoche von 1871 bis 1875 schon geschichtlich fixiert —

überall aber ist es die spezifisch-französische Beleuchtung der Dinge, die uns fesselt und manches klarer beurteilen läßt. Durch zahlreiche Bezugnahmen auf das deutsche große Aktenwerk wird dem Leser der Vergleich der beiderseitigen Standpunkte ermöglicht.

Die Beziehungen Frankreichs zu Deutschland bildeten von 1871 ab das Hauptproblem der französischen Politik. Der Aktenband unterscheidet hierbei zwei Phasen. Bis zum 16. September 1873, dem Tage der völligen Gebietsbefreiung, steht die Ausführung des Frankfurter Vertrages im Vordergrund. Hier sind es die drei Konventionen vom 12. Oktober 1871, vom 29. Juni 1872 — über die Bezahlung der drei letzten Milliarden — und vom 15. März 1873 über die völlige Räumung des französischen Gebietes durch die deutschen Truppen, die Frankreichs Politik gegen Deutschland bestimmten. Demgemäß spielen die Persönlichkeiten des Präsidenten Thiers und seines Nachfolgers, des Marschalls Mac Mahon, die Hauptrolle, daneben der französische Botschafter in Berlin Gontaut-Biron und der französische Bevollmächtigte beim Oberkommando der deutschen Okkupationsarmee, und spätere Botschafter in Berlin de Saint Vallier. Auf deutscher Seite erscheinen als hauptsächlich Gegenspieler neben der alle anderen überragenden Gestalt des Reichskanzlers Fürsten Bismarck einmal der deutsche Geschäftsträger in Paris, Graf Waldersee, sodann der spätere deutsche Botschafter in Paris, Graf Harry Arnim, und vor allem der Oberbefehlshaber der deutschen Okkupationstruppen, General Frhr. von Manteuffel. Der letztere hat, wie es auch die französischen Akten mit Deutlichkeit erweisen, immer eine durchaus entgegenkommende Politik getrieben und sich dadurch die französischen Staatsmänner zu Dank verpflichtet. Hierfür nur einige Beispiele aus dem französischen Aktenwerke.

Ohne peinliche Festhaltung des ursprünglich verabredeten Zahlungsstermins befahl Kaiser Wilhelm I. am 19. Juli 1871 die Räumung der Departements Somme, Seine Inférieure und Eure, die nach Artikel 7 des Frankfurter Friedens erst nach Zahlung der ersten halben Milliarde von den deutschen Truppen verlassen werden sollten. Der damalige französische Außenminister Jules Favre rechnete es dem General v. Manteuffel hoch an, daß er sich in dieser Angelegenheit telegraphisch unmittelbar an den in

Ems weilenden Kaiser gewandt und dadurch die schnelle Erfüllung der französischen Wünsche bewirkt hatte. Jules Favre dankte dem General am 21. Juli 1871 (Französische Akten Nr. 32) in Ausdrücken warmer Anerkennung für die loyale Unterstützung. Bekanntlich hat etwas später die Politik Mantouffels zu einem gewissen Gegensatz zu Bismarck geführt, der darauf bestand, die Rücksicht auf die einheitliche Behandlung der diplomatischen Geschäfte müsse jedem anderen Gesichtspunkte vorgehen; eine Einmischung der Militärs in die politische Verantwortung könne er nicht dulden.

Vom Jahre 1873 ab entwickelte sich die starke Gegnerschaft zwischen Bismarck und dem deutschen Botschafter in Paris, Grafen Harry Arnim, der den Franzosen gegenüber seine eigene Politik durchzusetzen wünschte. Als am 24. Mai 1873 der Präsident Thiers einer Mißtrauenskundgebung gegen das Ministerium erlag und Marschall Mac Mahon zu seinem Nachfolger gewählt wurde, fand Fürst Bismarck Deutschlands politische Lage durch diesen Wechsel verschlechtert und argwöhnte, daß Graf Arnim ihn begünstigt habe. Nach seiner Ansicht wurde Frankreich durch die Präsidentschaft Mac Mahons in höherem Maße bündnisfähig, als es bisher der Fall gewesen war.

In der Hauptfrage der Räumung des französischen Gebiets befolgte Mac Mahon durchaus die Politik seines Vorgängers und stellte zunächst die besten persönlichen Beziehungen zum General v. Mantouffel her (Französische Akten Nr. 203). So kam es am 15. September zur völligen Räumung. An diesem Tage telegraphierte General v. Mantouffel von der deutschen Grenze bei Bagnoux an Bismarck: „Ich habe mit den letzten Truppen jenseits die deutsche Grenze überschritten. Frankreich ist somit vollständig geräumt.“ (Deutsche Akten Nr. 118). Mac Mahon hatte ihm schon am 4. September seinen Dank für die Gerechtigkeit und Unparteilichkeit ausgesprochen, die der General bei der schweren ihm auferlegten Aufgabe immer an den Tag gelegt habe. Jubelnd verkündet der französische Bevollmächtigte in Verdun, de Saint Vallier, am 13. September die Räumung der Festung Verdun, „Sie hat sich in bester Ordnung und Ruhe vollzogen. Die Stadt ist freudig erregt, die Häuser bedecken sich mit Fahnen.“ Und am 16. September telegraphiert er an Mac Mahon: „Comflans und Farny, die letzten noch besetzten Ortschaften, sind heute mor-

gen um 7 Uhr geräumt worden. Die deutschen Truppen haben die Grenze um 9 Uhr überschritten, und unser Landgebiet ist völlig befreit.“ (Französische Akten Nr. 234, 235).

Alles in allem hat die Zeit der deutschen Bezeugung vom Frankfurter Frieden ab nur zwei Jahre und fünf Monate gedauert, eine Tatsache, die geschichtlich überall bekannt sein könnte. Es ist aber doch nicht unwesentlich, daß gerade jetzt von französischer Seite die damaligen Vorgänge vor aller Welt attennmäßig noch einmal betont werden. Der Vergleich des damaligen deutschen Verhaltens gegenüber Frankreich mit der heutigen Anebelung Deutschlands durch die Siegerstaaten, nachdem bereits mehr als zwölf Jahre seit Kriegsende verfloßen sind, mußte alle diejenigen, die aus der Geschichte zu lernen fähig und willens sind, an der Richtigkeit der Politik zweifeln lassen, die man Deutschland gegenüber verfolgt, und die nur dazu beiträgt, eine wahrhafte Beriedung Europas unmöglich zu machen.

*

Vor sechzig Jahren

Eine Erinnerung aus dem deutsch-französischen Kriege 1870/71

Mein Großvater, Julius Hansen, erzählt

Ein trüber, regnerischer Herbsttag neigte sich seinem Ende zu. Den ganzen Tag über hatten wir schwer gekämpft, Schulter an Schulter dem Feinde gegenüber gestanden. Aber nur wenige Tote und Verwundete hatte es gegeben.

Am Abend zogen wir in das nächste Dorf. Ables hieß es und lag südlich von der französischen Stadt Rambouillet. Hier wurden wir einquartiert. Um zu jeder Zeit auf dem Posten sein zu können — die Kriegslage war für uns recht ernst — legten wir uns vollständig angekleidet neben unseren Pferden im Stalle zum Schlafen nieder. Wir versanken bald in einen tiefen Schlaf. O, wie tat das wohl, nach all den Entbehrungen und Strapazen der letzten Tage wieder einmal recht ausschlafen zu können — wenn auch in einer recht primitiven Lage. Aber was schadete das! Die Hauptsache war, wir hatten ein Dach über unserem Haupte und konnten schlafen.

Aber der Spaß sollte nicht lange dauern. Raum hatten wir einige Stunden „gepennt“ — es war gegen 4 Uhr morgens — drangen

heftige Schüsse an unser Ohr. Erschreckt wachten wir auf. Aber da gab's kein langes Besinnen. Rasch legten wir unsere Waffen zurecht und dann ging's — ohne Pferde — in den anbrechenden Tag hinaus. Kaum waren wir einige Schritte gegangen, kam auch schon ein großer Trupp Soldaten auf uns zu. „Schießt nicht, und wenn Ihr das tut, dann schießt Ihr auf Eure eigenen Kameraden!“ Wir meinten, es sei die bayerische Infanterie, die am Abend vorher mit uns im Dorf einquartiert worden war, und ließen sie auf etwa 50 Schritt herankommen. Aber ach, o wehl, was sahen wir da? Die angeblichen Kameraden trugen weiße Gamaschen, und das waren — Franzosen! Diese freche Bande! Was nun tun? An ein Zusammengehen mit unseren Kameraden war nicht zu denken; die lagen alle im großen Dorf verstreut umher. Allein konnten wir auch nichts machen; das war ausgeschlossen. So eilten wir in unsere Ställe zurück, um mit unseren Pferden davon zu galoppieren. Aber das mißlang! Die Franzosen kamen hinterher und erreichten uns, als wir

wenn sie mich hier im Stall totschießen.“ Aber Balzar ließ sich von seinem Entschluß nicht abbringen: „Wenn keiner von Euch hinaus will, so will ich es selbst tun.“ Er ging, öffnete die Stalltür, trat einen Schritt hinaus und ergab sich: „Pardon, messieurs!, Pardon!“ Ein Schuß krachte und — — — Balzar sank zu Boden — er war nicht mehr. Keil, sein bester Freund, obwohl er ihm widersprach, hinter ihm her und — — — auch er wurde erschossen!

Unsere Besten waren dahin. Ach, wenn wir an all die schönen Stunden dachten, die wir mit ihnen verlebt hatten, wenn wir dachten an all' die Freude und an all' das Leid, das wir miteinander geteilt hatten, dann wurde uns so schwer, ach!, so furchtbar schwer ums Herz. Behmut und Schmerz füllten unser Inneres.

Nur kurze Zeit standen wir — in Gedanken versunken — an der Wand des Stalles. Da wurde die Tür von den Feinden erbrochen und mit den Kolben zer splittert. Wir ahnten das Schlimmste. Doch, die Franzosen stürmten nicht herein, sondern stellten sich links und rechts neben die Tür und zeigten nur ihre Bajonette. Einer von ihnen rief auf Deutsch zur Tür herein: „Wenn ihr Pardon haben wollt, so kommt heraus!“ Unteroffizier Jan s trat als Erster vor, wir folgten ihm und erhielten wirklich Pardon, was wir niemals geahnt hatten. Aber — gefangen waren wir natürlich noch immer.

Zu beiden Seiten der Stalltür lagen unsere Freunde: Balzar und Keil. Welch' ein trauriger Anblick für uns! Ja, unsere Freunde, unsere Kameraden, mit denen wir vor wenigen Minuten die letzten Worte gewechselt hatten.



die Stalltür hinter uns zuschlugen. Da sahen wir nun: 2 Unteroffiziere und 3 Husaren und waren — — — gefangen!

Ein Murmeln entstand unter uns — laut wagten wir nicht zu reden. Der eine sprach dies, der andere jenes, aber keiner wußte, was wir tun sollten. Doch — der Unteroffizier Balzar, ein lieber, netter Vorgesetzter, er meinte es anscheinend gut und sagte: „Gehe einer hinaus und sage „Pardon!“ Keil, unser Freund, ein Husar, trat diesen Worten entgegen und erwiderte in seiner Art, wie er immer war: fest und entschlossen: „Ich sage nicht „Pardon!“, und

Auf der breiten Dorfstraße standen schon 16 Husaren, die inzwischen auch gefangen genommen worden waren. In Reih und Glied wurden wir aufgestellt, und bald waren es — 58 Gefangene! Ausgeraubt wurden wir; sämtliche Wertsachen wurden uns genommen. Ja, diese freche Gesellschaft! Aber was wollten wir machen? Sagen durften wir nichts, und hätten wir das getan, dann wären wir — ohne Gnade und Erbarmen — niedergeschossen worden. So fügten wir uns in unser Los und waren im Innern unseres Herzens doch froh und

danfbar, dießmal noch mit dem Leben davongekommen zu fein.

Unter starker Bewachung — rechts und links unsere Feinde mit aufgefpanzten Gewehren — wurden wir in ein zwei Stunden entfernt liegendes Dorf gebracht. Hier gab's etwas zu essen. Wir waren aber zufrieden; denn wir hatten lange nichts gegessen. Auf zweirädrigen Karren (!) wurden wir dann nach Chartres entführt und dort in einem Kavallerie-Stall einquartiert. Am andern Morgen ging's — als Kriegsgefangene! — mit der Eisenbahn über Orleans und Tours nach Bordeaux, wo wir eingeschifft und nach der Insel Cleron im Atlantischen Ozean gebracht wurden.

Carl Salz.



Deutsche Leute

Von Hermann Burte.

Gestern mächtig, elend heute,
Bleiben wir doch deutsche Leute,
Schaffen, wenn der Feind sich bläht,
Schaffen, wenn der Nachbar schmächt.

Nicht nach außen neue Kriege!
Innen blühen die wahren Siege.
Lieber Deutscher, rauh und zart,
Finde heim zu deiner Art!

Niemals einen Deutschen hassen!
Gleiche Not hat keine Klassen!
Allen winkt im selben Boot
Festes Ufer oder Tod!

Wache, daß dir keiner stehle
Deine gottgeschenkte Seele!
Lausche, wie der Bronnen springt,
Keine Macht, die den bezwingt.

Demut überwindet Eisen!
Gott im Himmel wird dir weisen
Seinen Weg aus dieser Qual:
Dein der Wille, dein die Wahl!

*

Vom Wörtlein „Dienst“ und „Dienen“

Von Heinrich Bierordt.

In alten Friedenszeiten, unlange vor dem Weltkrieg, fragte ich einen Berufs-offizier, dessen mir befreundeter Bruder soeben eine Reserveleutnantsübung ableistete: „Dient Ihr Herr Bruder zur Zeit noch?“

Sogleich merkte ich, daß der Befragte sich ordentlich verfärbte und mir eine Antwort erteilte, aus der ich ersehen mußte, daß er durch den Ausdruck „Dienen“ sichtlich unangenehm berührt war.

Es gab in Deutschland eine Zeit — und es gibt sie noch — in der niemand mehr „Dienen“ wollte; denn noch heute klingt manchem das Wort ebenso widerwärtig im Ohr, wie dem vorerwähnten Offizier.

Ich bin immer fast ein wenig verwundert, doch angenehm berührt, wenn ich in einem Laden gefragt werde: „Werden Sie schon bedient?“ und ich möchte jedesmal dem Befragten mit der Verneinung oder Bejahung seiner Frage zugleich die Hand drücken.

St. Peter in der Ortenau

Von Elisabeth Walter.

„Es war ein fähner Gedanke Elisabeth Walters, eine Art Miss Holgersson über deutsches Land zu schreiben. Anschaulich und lebensvoll entrollt sich in der „Abenteuerlichen Reise des kleinen Schmiedleidi“ die badische Landschaft mit ihren Seen und Klüssen, ihren Bergen und Tälern, Wiesen und Wäldern, Dörfern und Städten. Die alten Sagen des Landes gewinnen neue Gestalt und nehmen teil an der Gegenwart. Das Buch ist bei Herder in Freiburg i. Br. erschienen. Es ist 256 Seiten stark und kostet gebunden 3,80 RM. Es folgt eine Leseprobe:

Eines Morgens kniete St. Petrus vor der Himmelspforte und putzte die großen Himmelschlüssel. Er seufzte und räsonierte, weil er sie in der letzten Zeit so wenig hatte gebrauchen dürfen, daß sie ganz eingeroftet waren. Es stand ein kleiner Engel neben ihm, und wie es so geht, wenn die großen Leute einen Bohn haben, müssen es die kleinen spüren.

„Ich möchte wissen, was es da zu lachen gibt“, brummte St. Peter; „hast du denn kein Herz im Leibe, daß dich die armen verlorenen Menschenseelen nicht erbarmen? Aber woher solltest du wissen, was an ihrem Unglück schuld ist. . . . Es geht ihnen zu schlecht auf der Erde, sie haben keine Zeit zum Lobhingen und Gutestun. Ich, wenn ich Menschen zu erschaffen hätte. . .“

Und St. Peter rieb so eifrig an den Schlüsseln, daß er gar nicht hörte, wie da unter ihm auf der Erde ein heftiges Gepolter losbrach. Nur der kleine Engel hatte es bemerkt, und das stimmte ihn auch gleich so lustig. In einem großen Hause mußten



Rennt sich nicht ein Friedrich der Große den „ersten Diener seines Staates“? Bestimmt nicht ein Bismarck die Worte seiner Grabchrift: „Ein treuer Diener seines Herrn“? Steht nicht als Losung und Sinnpruch im Wappen der Könige von Großbritannien und Irland: „Ich diene“?

Und sollte da, wenn solche Größen sich nicht schämen, „zu dienen“, ein gewöhnlicher, armseliger Durchschnitts- und Hunderttausendmensch in Schamröte glühen, wenn er von sich sagen soll, daß er „diene“.

Auch dies gehört leider in das „Kapitel“ des deutschen Größenwahns!

Spricht man nicht seit undenklichen Zeiten von „Gottesdienst“, „Derrendienst“, „Frauendienst“? Haben Religiöse, Ritter, Reifige sich ihrer je geschämt?

Die deutsche Monarchie, sowie der deutsche Freistaat, haben sich in gleicher Verkennung gegen die Wörterlein „Diener“ und „Dienst“ gestraunt, ja, das Wort „Knecht“ wurde sogar behördlich abgeschafft und der Begriff „Diener“ in „Amtsgehilfe“ verwandelt!

Wir sagte spottend einmal der Diener einer hohen Staatsbehörde: „Was hilfst mir der Amtsgehilfe?“; ich bin doch nach wie vor ein Diener und will auch gar nichts anderes sein.“ Ein sehr gescheiter und richtig empfindender Mensch.

Wie soll ein Papst sich etwa benennen, der sich bislang den Ehrentitel „Knecht der Knechte Gottes“ in weiser Bescheidenheit selbst verlieh?

Ah, und was soll ein guter, alter Hausknecht erst anfangen? Daran darf man gar nicht denken.

Nein, rühren wir nicht an die schönen, guten, alten Worte: Diener und Knecht! Es sind Ehrennamen gewesen und werden es trotz aller Moden und Abschaffungsabsichten ewig bleiben!

Wehe, als die „Dienstboten“ sich ihres guten Namens zu schämen begannen und „Hausangestellte“ zu werden begehrten!

Jeder Mensch muß oder sollte wenigstens ein Diener am Ganzen sein und damit der Menschheit einen Dienst leisten; schämt er sich des Dienstes oder der Dienstleistung, verdient er, aus der Bürgerliste gestrichen zu werden. . . .

Vergessen wir nun nicht, daß wir die höchsten Beamten im Staate mit dem Titel „Minister“ beehren, und daß dies nichts anderes als der lateinische Begriff für — Diener ist! —



Dienst und
Stierort

unlange nach
ch einer
Befreundeter
entnamentlich
er Bruder zur

der Beiträge
mit eine
en mußte, be
en“ schließlich

ine Zeit —
mand mehr
te klänge
tätig im
e.

wenig ver
enn ich in
eben Sie
schmal dem
der Beja
ab drücken

sie Streit gehabt und alles kurz und klein geschlagen haben. Rasch — da slog die eine Haushälfte nach rechts und die andere nach links, und mitten drin war ein breiter, tiefer Graben.

Der Engel zupfte ein Haar aus St. Peters langem grauen Bart und deutete mit seinen rosigten Fingern zur Erde hinunter, in die südwestdeutsche Ecke, wo sich gerade der Schwarzwald und der Wasgenwald über die tiefe Grabenversenkung hinüber noch ein paar Scheltworte zuriefen.

„Ach, was kann es Neues geben auf der Erde“, brummte er und legte die Schlüssel blitzblank neben die Himmelstür. Müde stützte er den schweren Kopf in seine Hände. Plötzlich war ihm, als hörte er ein Wasser rauschen, und wie von ungefähr schaute er hinab in die südwestdeutsche Ecke, und siehe! Da war ein neues Land entstanden, frei von ewigem Eis und Schnee, aber das Meer kam von Norden und wollte es holen.

„Et, ei, daß du dich nicht verrechnest“, schrieb St. Peter und sprang in den Himmel hinein.

Im Himmel haben sie eine andere Meinung von der Zeit. Und wenn es auch nicht lange ging, bis St. Peter wieder erschien, so waren es doch nach unserer Uhr mindestens ein paar tausend Jahre. Aber diesmal war St. Peter nicht allein, sondern unser Herr ging neben ihm her, und sie führten eine recht lebhaftere Unterhaltung. Schließlich schien es, als sollte der Apostel recht behalten. Er lachte immerzu, während sie auf die Erde hinabflogen. Sie nahmen den nächsten Weg, und so kamen sie bald auf den Alpen an. Mit ein paar Schritten waren sie bei der Burgundischen Pforte, und der Herr gebot dem Meer, zurückzuströmen. Dann befahl er dem Föhn, daß er aus Italien fliege und den Boden trocken mache. Alles geschah. Aber auch die Erde selbst war nicht faul; und sie ließ das Herdfeuer, das tief unter der Grabenversenkung glühte, und an dem einst die feindseligen Brüder Schwarzwald und Wasgenwald sich die Suppen gekocht hatten, wieder aufklappen; sie wühlte mächtige Steine auf, harte Basaltbrocken, und baute drei Schornsteine. Das war der Kaiserstuhl. Er stand mitten im Graben und machte den feuchten Meeresgrund rasch trocken. Nun begannen die beiden himmlischen Wanderer ihre Reise.

In Badenweiler machten sie zum ersten Mal halt. Etwas ganz Wunderbares war da zu sehen, und Petrus, der von jeher

gerne Hände und Füße wärmte, begann sofort, sich zu einem Bade fertig zu machen. Da sprang nämlich heißes Wasser aus der Erde, und darüber freute er sich sehr. Als er gebadet hatte, sagte er zu unserem Herrn: „Das trifft sich ja großartig; sollten meine zukünftigen Menschenkinder je einmal Rheumatismus kriegen, so ist hier schon für sie gesorgt.“ Und sie marschierten weiter.

Unterwegs hörte St. Peter ein ungestümes Wasserrauschen, er schaute nach Westen, und da wälzte sich ein ganz grüner, junger Fluß in die Grabenversenkung. Er schnaubte und machte sich ein tiefes Bett. Aber er muß noch sehr, sehr jung sein, dachte St. Peter; denn er blieb nicht immer auf seinem Plan bestehen, sondern sprang einmal dahin, einmal dorthin, ganz wie ein übermütiger Bursche. „Du bist wohl der Rhein?“ sagte der Apostel, „komm nur mit uns, ich kann dich gut brauchen.“ Der Rhein ließ sich das nicht zweimal sagen, und er stürmte den Wanderern im Bickzack um die Weine.

Nach einiger Zeit sah St. Peter wieder einen Dampf aus der Erde hochsteigen, nicht weit von der Stelle, wo die Ebene vom Gebirge herabgebrochen war, bei dem Dorfe Krozingen. „Das ist ja ausgezeichnet“, jubelte er, und er dankte dem Herrn, daß er ihm dies schöne Land für seine Menschenkinder schenken wollte. Unser Herr aber schwieg.

Sie blieben nun am Gebirgsrand und so erreichten sie die Kniebisbäder, Baden-Baden, Langenbrücken und Heidelberg, und überall Gesundbrunnen oder heiße Quellen. In Heidelberg lehrte unser Herr wieder um, er dachte, das durchwanderte Ländchen wäre gerade groß genug für einen, der darin Dummheiten machen wolle.

Sie schritten bis in die Mitte des neuen Landes, in die Zahrer Gegend. Auf dem Schutterlindenberg blieb St. Peter stehen, verbeugte sich tief vor dem Meister und sagte, das Land wäre sehr gut, und er wolle sich nun gleich ans Werk machen. Unser Herr aber bückte sich, hob einen Stein auf und reinigte seine Schuhe von dem braungelben Löss.

„Du hast dir einen fetten Boden ausgesucht, mein Lieber“, sagte er.

„Das will ich meinen“, antwortete St. Peter stolz; „die Bewohner dieser Gegend sollen sich nicht beklagen müssen, daß ich sie nur zum Schinden und Schaffen hierhergebracht habe. Frei und unabhängig sollen sie leben, damit sie Zeit hätten, ihr Seelenheil

zu wirken. Woher kommt denn sonst der Kost an meine Himmelschlüssel?"

"Bedenke nur, daß die Menschen leicht träge und übermütig werden, wenn es ihnen zu gut geht", sagte der Meister bekümmert.

"Wenn es weiter nichts ist, dann kann ich ja anfangen", dachte St. Peter und streute den Samen des Weinstockes in das Gelände von Basel bis Heidelberg.

"Der Wein erfreut des Menschen Herz", sagte er, nahm die Samen von allen Getreideorten und warf sie gleicherweise mit mächtigem Schwung ins Land. Er streute Zuckerrübensamen und die Kerne der edelsten Obstsorten hinaus. Auf die Hügel und Berge warf er den geflügelten Tannensamling, Eichel, Buchedern, Walnüsse, Haselnüsse und viele andere Baumsamen, und Beeren. Sein Gesicht strahlte.

"Sie sollen nicht sagen können, daß ich unbedacht gehandelt habe", brummte er und holte wieder weit aus, und es fielen rote Hagebutten und unzählige Blumenamen in die Erde, und kaum hatten die Körnlein den Boden berührt, so sängen sie auch schon an üppig ins Kraut zu schießen, denn das Erdreich war noch warm.

"Bedenke, was du tuist", sagte der Herr, als er ihn wiederum in den Körnerack hineinklangen sah.

"Als ob ich es mir nicht schon ein paar tausend Jahre lang überlegt hätte", rief St. Peter, und bei diesen Worten flogen edle Kastanien, Meerrettich und Raps, Hanf, Flach, Hopfen, Bichorie und Spargeln in weitem Bogen über die Hügel. Die Spargeln kamen am weitesten, und sie siedelten sich bei Schwetzingen an. Der Meerrettich ging nach Appenweier, Hopfen und Zuckerrüben wanderten ins Hanauerland, die edle Kastanie nach Heidelberg und auch ins nahe Diersburger Thal. Die Bichorie grub sich rings um den Schutterlindenberg ihre Wohnstätte. Hanf und Flach aber bedeckten die ganze Ebene, soweit noch Platz da war. Der Raps erschien alsbald wie ein großes, ausgelassenes Lachen in seinem gelben Blust; das ganze Land strahlte.

St. Peter rieb sich die Hände und wartete auf das Bob des Meisters. Der aber sagte nur:

"Du erlaubst wohl, mein Lieber, daß ich auch ein paar Samen austreue." Und er nahm die Kartoffel und schickte sie an die Feldränder, daß sie da warte, bis man ihrer bedürfe. Sie war klug und wußte sich den

nötigen Raum zu verschaffen. Dann streute er Tabakamen in die Pfalz hinunter und rund um den Schutterlindenberg bis nach Kehl.

St. Peter hielt das für eine Ehrengabe, für eine Art Fleißzettel, und verbeugte sich. Alsdann setzte er sich wie ein König auf den höchsten Punkt des Schutterlindenberges und sagte, das sei der schönste Tag seines Lebens. Seine Augen entdeckten alsbald die Mergelgruben in der Nähe von Schweigau, er langte tief hinein und formte allerhand Haustiere. Nicht lange, so sprangen fette Kühe und starke Ochsen, Schweine, Katzen, Hühner, Enten und Gänse den Berg hinunter, zierliche Tauben flatterten in die Bäume. Am besten aber gelang ihm das Pferd. Es galoppierte sogleich hinaus in die Ebene, stürzte sich in die Schutter und nahm ein Bad. St. Peter bekam vor Stolz ordentlich das Herzklopfen, und verstohlen schaute er hinüber zum Meister. Und wie im Spiel ließ er nacheinander die Feld- und Waldtiere entstehen: zottige Bären, Wölfe, Wildschweine, Hirse, Rehe, Hasen, goldbraune Fasanen und Rebhühner, muntere Eichhörnchen, Wiesel, Marder, Maulwürfe und Mäuse, viele tausend Käfer und Würmchen. Ja, es waren so viele, daß selbst bis auf den heutigen Tag die größten Gelehrten nicht alle ihre Namen herausgebracht haben.

"Du erlaubst wohl", nahm der Herr das Wort, und St. Peter machte ihm höflich Platz. Der Meister aber langte tief in die Mergelgrube hinter Schweigau und formte — eine Geiß. "Das ist die Kuh des armen Mannes", sagte er und schickte sie fort. Sie fing bald an zu jammern und zu meckern: "D weh, o jemine, wie soll es mir armen Tropfe gehen in diesem üppigen Lande; alle verachten mich, mäh, mäh."



84

St. Peter sprang auf und fragte, was das bedeute; unser Herr aber schwieg und formte die Reblaus, die Rheinschnake, Flöhe und Läuse. Sehr verdutzt schaute ihm der Apostel zu, sagte aber nun nichts mehr; denn der Herr schien seine Fragen doch nicht zu hören.

„Nun kommt die Hauptsache“, dachte St. Peter, holte tief Atem und langte wiederum in die Mergelgrube bei Schweigau. Er bildete den Menschen. Unterdessen machte unser Herr einen kleinen Ausflug in die Ebene; es war, als könne er das Tun des Apostels nun doch nicht mit ansehen, und als reue ihn sein Versprechen...

St. Peter aber freute sich, daß er unbeobachtet arbeiten konnte, sang lustige Lieder und formte seinen Menschen, nicht viel anders, als er es beim lieben Gott schon oft gesehen hatte. Aber wie es auch zugegangen sein mochte — dieser Mensch bekam etnen Schuß Wärme mehr ins Blut, sein Herz schlug rascher, seine Bewegungen wurden hastig und seine ganze Haltung ziemlich eitel. Kaum stand er auf den Beinen, so steckte er seine Hände in die Hosentaschen und piffte flugs eine der St. Peterschen Melodien. St. Peter hielt es fürs klügste, ihm eine kleine Predigt zu gönnen; er bat den Mann, ihm, seinem Vater, Ehre zu machen, und wollte ihm eben die Pläne auslegen, die ihn bewegen hatten, ihn so und nicht anders zu erschaffen, als gerade unser Herr zurückkam.

„Das ist ja ein schöner Singvogel“, sagte er zu St. Peter.

„Er soll Euer Lob singen und pfeifen, ja wohl“, erwiderte dieser und bedeutete dem neuen Wesen, es möge in den kleblichen Garten hinuntersteigen und sich seines Daseins freuen.

„Hat er dir gedankt?“, fragte der Herr. St. Peter schwieg und dachte, es werde schon recht werden. Aber unser Herr schob ihn ein wenig zur Seite und sprach: „Du erlaubst wohl“, und er langte tief, tief in die Schweigauer Mergelgrube, erschuf rasch einen andern Mann, dem er einen schwarzen Rock anzog, segnete ihn dreimal in großem Mitleiden und schickte ihn hinter dem andern drein.

„Ich habe ihm nun einen Pfarrer zur Seite gestellt, mein lieber St. Peter, ich denke, du verstehst, daß du deinen Sohn sonst nicht wieder zu Gesicht bekommst. Ein solcher Hanswurst in einer solchen Gegend — lieber, lieber Petrus! Aber der Pfarrer dauert mich schier selber!“

„Tröste! Euch, Herr“, erwiderte kleinlaut

der Apostel, „ich will ihm einen schönen Pfarrhof bauen!“

Und damit hieb er tief in die steilen Abhänge des Schwarzwaldes und grub den leuchtenden roten Sandstein heraus, daß es aussah, als blute der Wald, und er baute die schönsten Pfarrhöfe und umgab sie mit Bächen, Reben und Rosengärten.

Nach diesem stiegen die beiden himmlischen Wanderer wieder auf die Alpen und fuhren hinauf in den Himmel.

Der Kasper

Von Gottlieb Graef.

Er hielt auf einen blanken Knopf
Und zwang in die Krawatte
Mit starker Zucht den hager'n Hals;
Er trank, so oft er hatte —
Und hatt' er keinen, ward er wirtsch —
Frühmorgens einen scharfen Kirsch.
Gehier

Vermöge seiner schönen Lage und seiner wenig kostspieligen Lebensverhältnisse ist das fränkische Städtchen Adelsheim schon seit Jahren zu einem Pensionopolis für zur Ruhe gesetzte mittlere Beamte geworden, die daselbst in behaglichem Mittelstand den Rest ihrer Tage verbringen. Unter diesen befand sich in den 1860er und 70er Jahren ein ehemaliger Steuergardist, dessen Erscheinung und Auftreten eine besondere Originalität anhaftete. Eine lange Gestalt, hager und mager, machte er durch eine forsche Haltung sowie durch die militärische Straffheit und den stets properen Stand der die morschen Glieder umschließenden Zivilleidung, vom geschlossenen Schrock bis hinauf zur schwarzen Soldatenkrawatte, die kein Weiches über sich duldete, einen ordonanzmäßigen, gamaschenechten Eindruck. Das lange, faltige Gesicht war von zwei feck in die Wangen hereinragenden, biedermeierlichen Ohrenbärtchen à la Großherzog Leopold flankiert, in der Mitte durch eine kühne Adlernase markiert und nach unten durch ein breites, scharfrandiges Kinn abgeschlossen, während die Verbindung von Nase und Mund zwei kümmerliche Schnurrbartrudimente vermittelten, die anzuschauen waren, als seien ihre äußeren Enden dem Mottenfraß zum Opfer gefallen, eine Barttracht, die heute als hochsalonfähig gilt und trotz ihrer Merkwürdigkeit allenthalben Nachahmung findet. Das Ganze befrönt von einer schwarzen Pelzkappe, die weder im Sommer noch im Zimmer die Ueberwinterung auf ihrem Höhengiß unterbrach.

Der alte deutsche Wald

Von Heinrich Vierordt

Das ist der alte deutsche Wald
Mit heil'gem Wipfelrauschen!
Scheinnisvoll aus Hö'n es hallt
Die Geistergrüßetauschen.
Wie ferner Sturm auf hohem Meer
Schwillt es in mächt'gen Chören -
Andächtig seh'n geschart umher
Die Eichen und die Föhren.

Das ist der alte deutsche Wald
Mit grün romant'schem Dämmern,
Mit seiner Stämme Hochgestalt,
Mit seiner Spechte Dämmern!
Sichhörndgen hufchen übers Moos
Bei hellem Vogelfange,
Grünshillernd ringt vom Grund sich los
Die alte Märchenschlange.

Das ist der alte deutsche Wald,
Empor gewölbt gleich Dömen,
Die Wurzeln ins Gestein gekraht,
Mit Elfen und mit Gnomen!
Noch bau'n in Felseneinsamkeit
Die Bienen goldne Waben,
Noch fliegen wie zu Odins Zeit
Schluchtüber düst're Raben.

Das ist der alte deutsche Wald!
Die Gräser geh'n im Winde -
Flicht dort nicht zu der Klüfte Spalt
Der Genoveva Winde?
Schleicht dort nicht auf verborg'nem Pfad
Kotkäppchen durch die Kunde?
Klingt nicht von fern ein Mühlenrad
Aus einem kühlen Grunde?

Das ist der alte deutsche Wald!
Kings blumensüßler Friede . . .
Vom Tannenhag der Hammer schallt
Aus Siegfrieds Bergwaldschmiede . . .
Die alten Kohlenmeßer glüh'n,
Es qualmt wie Hebel schleier -
Licht glänzt das junge Buchengrün
Zur ersten Frühlingsfeier.

Das ist der alte deutsche Wald,
Der Urwald der Germanen,
Von Wetterwolken schwarz umbüllt
Und hell im Sonnennahnen!
Mit Faltern, Blüten mannigfalt,
Mit Sagen und mit Mären -
Solang ein deutsches Herz noch wallt,
Wird auch sein Zauber wahren!

Aber wenn deren Inhaber alljährlich beim Festzug an Großherzogs Geburtstag mit der ausgehenden grünen, messingbeknopften, goldbortierten Uniform, dem riesigen Dragonerfädel und dem martialischen Raupenheim, den heute das örtliche Heimatmuseum birgt, der Öffentlichkeit seine ehemalige militärische und steueramtliche Herrlichkeit ins Gedächtnis zurückrief, erschien er uns Buben als höchster Spinat einer kriegerischen Heldengestalt, die selbst den gleichfalls uniformierten Herrn Oberamtmann in Schatten stellte.

Er lebte schlecht und recht, wie es einem loyalen Untertan und gebienten Dragonerwachtmeister geziemt, trank seine Schoppen und diskutierte am Bierisch über Fragen, die an das Gedankenschaltwerk keine allzu hohen Anforderungen stellten. Von Natur gutmütig und harmlos, konnte er, gereizt und unter der Einwirkung des Alkohols, in schweren Zorn geraten, dem er mit Stentorstimme wie der vor Troja von Diomedes verwundete Ares dröhnenden Ausdruck zu geben vermochte, was aber bei aller Leidenschaftlichkeit doch stets mit der Würde eines Generals a. D. geschah. Denn während einer langjährigen Dragonerlaufbahn hatte er seinen Oberrn das Räusperrn und Spucken glücklich abeguckt. Stolz auf sein ehemalig Waffenh Handwerk im allgemeinen und auf seine Waffengattung im besonderen, war er ein eifriger Apostel und Verfechter des militärischen Ehr- und Standesgefühls, ein miles gloriosus, der Wallensteinsche Wachtmeister in neuer Auflage und als ehrlicher Aufschneider zugleich ein würdiger Nachfahr der bramarbassierenden Gilde des ehrenwerten Sir John Falstaff. Desgleichen waren ihm von dem schwäbischen Heldenstürmer aus der napoleonischen Zeit einige Züge eigen, demzufolge er die Windbenteleien lustiger Lügenbrüder jeweils mit den legendarischen Worten des großen Korsen kennzeichnete: „Röhrle! Röhrle! Er ist ein Herrgottsfarment!“

Freilich konnte der Blitzschleuderer nicht verhindern, daß seine temperamentvollen patriotischen Aeußerungen eines hochgepannten militärischen Standesbewußtseins in ihrer Wirkung allemal die Wahrheit des Wortes vom Erhabenen und Lächerlichen bestätigten. Deshalb hatten es lockere Wirtschaftsvögel allezeit darauf abgesehen, den spaßigen „Kasper“, wie ihn alle Welt wegen seiner verschrobenebenen Gravität und seiner pampfigen Schulden nannte, zu necken und zu reizen. Am empfindlichsten reagierte er auf den Ruf

„Ruppenheim! Kammgrube!“ Es ging nämlich die Mär, er habe sich als badischer Soldat im Jahre 1849 in der Kammgrube der Ruppenheimer Mühle vor den Freischärfern versteckt. Im Bewußtsein, daß Heldentum verpflichtet, hielt er zur Wahrung seiner Soldatenehre dann jeweils, den langen Hals wie eine Kropftaube ausbläsend, eine hitzige Verteidigungsrede, die mit den Worten begann: „Ich habe meinem Großherzog vierzig Jahre lang treu und ehrlich gedient“ und mit der Sentenz schloß: „Ehre wem Ehre gebühret!“ Dafür wußte er dann um so heroischer von seinem mannhaften Auftreten gegenüber den 49er Revoluzzern zu berichten, die ihn gefangen genommen hatten und denen er mutig die entblößte Männerbrust entgegengehalten habe mit den Worten: „Da schicket hinein, ehe ich meinem Großherzog untreu werde!“ Wenn er dabei, zur Bekräftigung seiner Worte bewegte, zum aufreißend, mit todesverachtender Grimasse jene Heldenpose vor Augen führte, war er anzuschauen wie Arnold von Winkelried bei Sempach, und keine noch so glorreiche Kriegstat der Weltgeschichte vermochte in solchen Augenblicken sein Heldentum in Frage zu stellen.

Seine ehemalige Waffengattung galt ihm als die höchste göttliche Einrichtung und die Bruchsaler Dragonerkaserne als der Mittelpunkt des Weltalls, um den sich Sonne, Mond und Sterne bewegen, sowie der Dragonerfädel als das Zeichen, in dem allein gesiegt werden kann trotz Zündnadelgewehr und Schnellfeuerkanonen. Unter den hänselnden Schalksnaturen tat sich der verschlagene „Mehger-Fritz“, der 1849 als Soldat der Tiedemannschen Armee in der Festung Rastatt mit eingeschlossen war und nach deren Uebergabe längere Zeit in den dortigen Kasematten logierte, besonders hervor, weshalb ihn der Kasper als ehemalig politischen und militärischen Gegner mit den Worten zu charakterisieren pflegte: „Der Teufel ist schlecht, aber der Mehger-Fritz noch viel schlechter!“ Als dieser eines Tags jener kavaleristischen Weltanschauung in höhnischem Spott mit der Erklärung entgegentrat, daß er als früherer Infanterist es mit drei Kavalleristen aufnehmen, forderte der verhöhnte Reitermann den vorlauten „Schollenhopper“ ohne Besinnen zu einem Waffengang heraus. Um nicht wegen Duellvergehens oder unerlaubten Waffentragens mit dem Strafgesetz in Konflikt zu kommen, traf man die Vereinbarung, bei dem geplanten Zweikampf den Säbel durch einen langen Prügel und das

Bajonett durch einen Bohnensteden zu ersetzen. In Ermanglung eines lebenden Schlachtrosses mußte als solches zwar kein gezimmertes trojanisches Pferd, wohl aber eine Holzbeuge beim „Lachenbuckel“ herhalten. Mit seinem Holzschwert bestieg der Reitermann siegesgewiß das aus Buchenscheiten aufgeschichtete Köhlein, und alsbald setzte der Kampf ein. Während der Infanterist unten herauf bald von rechts, bald von links attackierte, schwirrten über ihm die wuchtigen Schwertthiebe unsres Don Quichote durch die Luft, denen jener scheinbar mit allen Zeichen



der Angst auswich und damit den Kampfesmut des Ritters vom hölzernen Pferd noch steigerte. Als dieser wieder eine mächtige Hochquart auf seinen Gegner herabsausen ließ, stieß dieser plötzlich einen markerschütternden Schrei aus und streckte sich jammernnd mit der linken Hand den Mund haltend, mit der rechten einen mächtigen blutigen Zahn in die Höhe. Der Arge hatte mit schallbarem Vorbedacht diesen Zahn einem unmittelbar zuvor geschlachteten Kind entnommen und damit den beabsichtigten Effekt erzielt. Mit der Miene eines Triumphators und mit der Grandezza des Hidalgo von La Mancha stieg der tapfere Held von der improvisierten Rosinante und schenkte seinem wehklagenden Schlachtrosser nur einen aus Mitleid und Verachtung gemischten Blick. Noch in späteren Jahren wußte er, ein zweiter Falstaff, mit stolzer Befriedigung und unter vorübergehender Veranschaulichung der einzelnen

Phasen seiner heldenhaften Kampfweise von dem glänzenden Sieg zu berichten, den draußen am Lachenbuckel die unüberwindliche Kavallerie über die mindere Infanterie davongetragen hat: „So lag ich aus, so führt' ich meine Klinge!“

Die Vorliebe für ein kräftiges gebranntes Wasser führte den steueramtlichen Pensionär mit einigen kongenialen Naturen in der Person des Häiners-Walter, des Pulverstoffele und des Maurermeisters Jakob Kobel zusammen. Mit diesen bildete er ein Schnapskollegium, das sich jahrelang allmorgendlich in der Frühe in meinem elterlichen Hause einfand, um in der behaglichen Ofenecke am „Hängtisch“ die sie bewegenden Alkoholprobleme zu diskutieren und des Weltlaufs Glend und Sorgen bei magenerwärmendem Kirschchen- und Zwetschgenwasser in des Beibe stillen Strom zu versenken. In diesem Köhlein der vier Aufrechten, das für einen Spitzweg und Gottfried Keller einen dankbaren Vorwurf abgegeben hätte, führte vermöge seiner Belesenheit, Redegewandtheit und Trinkfestigkeit Kobel als spiritus rector den leitenden Thyrsus. Da starb von den vieren der eine, der andre folgt' ihm nach, und es blieben zwei noch alleine in dem öden Jubelgemach, nämlich der Kasper und der Kobel. In ihrer Vereinsamung schlossen sich die beiden noch enger aneinander an, was freilich bei der Verschiedenheit ihres Temperaments und ihrer Lebensgewohnheiten nicht immer eine Störung der Harmonie auszuschließen vermochte. Kobel war ein Frühaufsteher und morgens immer der erste am Stammtisch, um unter lebhaftem Gedankenaustausch das gewohnte Lebenselixier zu schlürfen, während der Kasper als Freund liegender Güter oft lange auf sich warten ließ, wodurch sich der geistig regsame Kobel, der nicht gern allein und ohne „Dischtorisch“ sein mochte, gelangweilt fühlte. Diese Unpünktlichkeit verdros den ungeduldig Harrenden schließlich so sehr, daß er, nachdem seine häufigen Vorhalte hierwegen fruchtlos geblieben waren, eines Tages beschloß, an dem Gewohnheitspflücker ein Exempel zu statuieren. Mit einem derben meterlangen Haselstod versehen, deren mein Vater stets mehrere selbstgeschnittene in der Einschenke stehen hatte, begab sich der Nachbursige nach der von der Wirtsstube aus sichtbaren Wohnung des Langschläfers am hinteren Ende der Kirchgasse. Unbehindert trat er durch die unvergeschlossene Tür, die er vorsichtshalber hinter sich offen ließ, in das Gemach und forderte als echter, von Europens überbüchster Höflichkeit unberührter Kanadier den

noch in den Federn liegenden Intimus mit derbem Ruf auf, unverzüglich die Lagerstatt zu verlassen. Ungehalten über solch rauhe Auserweckung, wies der in seinen Morgen-träumen Gestörte dem Eindringling die Thür. Zugleich legte er sich unwirsch auf die andere Seite und gab jenem durch herausfordernde Zuwendung der Kehrseite seine Mißachtung zu erkennen. Da lüftete Kobel mit jähem Ruck die Bettdecke und maß dem Ahnungslosen mit dem seither hinter dem Rücken verborgen gehaltenen Stock einen kräftigen Streich auf, der sich vom linken Oberschenkel bis zum Beginn des Rückens hinaufzog. Wie ein in-folge eines Bremsenstichs sich aufringelnder



Rußschwanz schnellte der schmerzlich Betroffene in die Höhe und riß wutentbrannt den über der Bettstatt hängenden quieszierten Dragonerfäbel herunter, um die dem soldatischen Ehrgefühl angetane unerhörte Schmach an dem Frevler zu rächen. Im gleichen Augenblick sahen wir vom Fenster aus diesen fluchtartig die Staffeln heruntereilen und ihm hart auf den Fersen den Kasper im Hemd mit gezücktem Schwert folgen, anzuschauen wie der Cherub hinter dem aus dem Paradies fliehenden ersten Menschenpaar. Da jedoch in solch fragwürdiger Gewandung eine weitere Verfolgung nicht tunlich erschien, fand sie an der untersten Staffelfstufe ihr Ende, worauf sich der Ergrimmte, dem entfesselten Gewittersturm mit lautem Räsönieren nachwetterleuchtend, unter dem Hohngelächter des glück-

lich entronnenen Schnapskollegen schamhaft hinter die bergenden Wände seiner Behauung zurückzog. Dieser Vorfall hinderte jedoch den gutmütigen Kasper nicht, auch weiterhin seinem Feiniger bei den spirituellen Kollegialsitzen hinter dem Hängtisch in der gewohnten Ecke Gesellschaft zu leisten.

Genug, er war Original,
Und aus Originalität
Er andern Narren gleichen tät.

*

Grenadierlied

Von Johann Peter Hebel.

Wohlauf, wohlauf! Die Fahnen weh'n,
Der Tambor zieht voran,
Er schaut nicht um und schlägt die
Kennt seine Leut', 's kehrt keiner um (Truamm,
Auf seiner Siegesbahn.

Des Kriegers Heimat ist die Welt,
Sein Erbteil tapfres Blut;
In jeder Küche brennt sein Herd,
In Feindesland bezahlt das Schwert,
Die Münz, und die ist gut!

Das Schlachtfeld seine Werkstatt ist,
Sein Werkzeug Schloß und Hahn;
Tiroler, nimm den Kopf in acht,
Piff, pass, Tiroler gute Nacht!
Hab's nit mit Fleiß getan.

Frau Birtin, prasselt's in der Pfann,
So legt die Bratwurst drein!
Der Feind ist fort, reicht Guten her!
Gilt's Badens Preis, gilt's Badens Ehr'
Und 's Schätzlein draus am Rhein.

Dahem am Rhein das Schätzlein weint;
Wie geht's dem Grenadier?
Schön Schätzlein, seufze nicht so laut;
Im Schlachtfeld er den Feind zerschaut,
Die Bratwurst im Quartier.

Im Schwabenland manch Röslein blüht,
Manch Mäd'el schlau und fein!
Der lieblichsten, mein Kuß begehrt.
Doch komm ich heim zu Haus und Herd,
So bist du wieder mein.

Und der dies Lied gedichtet hat,
Bracht's zum Sergeant empor.
Sein' Frau die schön' Marktenderin war,
Hab's wohl gespürt, hab' selbst fürwahr
Sechs Buben bei dem Korps!

Aus den Tagen der deutschen Erhebung 1813 bis 1815

Johanna Stegen.
2. April 1813.

Lüneburg war früh von den Franzosen geräumt worden; schon am 24. März 1813 wurden die alten preussischen Behörden wieder eingesetzt, und zwei Tage später jagten die Lüneburger Bürger 300 Mann heranrückender französischer Gendarmen auf eigene Faust davon. Ende des Monats aber bedrohte von Bremen her Morand wieder die Stadt. Der preussische General von Dörnberg kam ihr in Eilmärschen zu Hilfe und gelangte am 1. April spät abends vor den Toren an. Zwölf Stunden früher hatte Morand die Stadt besetzt und sogleich 30 (nach anderen Angaben 50) Bürger zur Strafe für Auflehnung erschießen lassen.

Am morgen des 2. April stießen Kosaken unter Tschernitschew und Beukendorf zu den Preußen. Es gelang den geringen verbündeten Streitkräften, Morand aus der Stadt zu werfen.

Von einer Anhöhe vor der Stadt aus aber entdeckte Morand, der in seiner Sorglosigkeit gar keinen Patrouillendienst organisiert hatte, daß er einer geringen Streitmacht gewichen war, die ihm nicht einmal größere Mengen Fußvolks nachsenden konnte. (Morand hatte 3500—5000 Mann mit 12—14 Geschützen, von Dörnbergs Detachement zählte gegen 850 Mann und 2000 Reiter, dazu nur 4 Geschütze.) Morand tat also das Verfehlteste, was er beginnen konnte: er griff eine Stadt an, aus der er soeben geflohen war.

Und doch erzielte ein Erfolg nicht ausgeschlossen. Er ließ das neue Tor stürmen. Zwei russische und zwei preussische Kanonen verteidigten es gut, indem sie ganze Reihen der von den Franzosen als Kanonenfutter vorgehenden Sachsen niederstreckten. Zur Bedeckung der vier Kanonen standen hier nur 150 Mann von Borkescher Füsilier zur Verfügung. Da stellt sich Morand selbst an die Spitze eines Bataillons, dringt bis zum Tor vor und will die wenigen Fusiliere über den Haufen rennen; denn es zeigt sich, daß sie ihre Patronen verschossen haben. In diesem Augenblick entscheiden die Patronen alles — die Patronen nämlich, die Johanna Stegen den Fusiliern zuträgt.

Am 1. April schon hatte sich Johanna tapfer und todesmutig gezeigt. Sie war

hinausgeeilt und hatte beobachtet, wie die Kosaken aus dem Altenbrunderthore vor der französischen Kavallerie hatten weichen müssen. Dann ging sie durch die Stadt, mitten durch spottende und lanernde Franzosenhäuser und an Leichen von Mitbürgern vorbei, um zu sehen, wie es ihrer Herrschaft gehe.

Nach einer schrecklichen Nacht hört sie am 2. April den erneuten Kanonendonner und fühlt sogleich die Gewißheit, daß jetzt die langerwarteten Preußen anrücken. Sie läuft auf eine Anhöhe (den Kalkberg) und beobachtet den ersten Teil des Kampfes: der Angriff der verbündeten Preußen und Kosaken auf die Ostseite der Stadt und die Eroberung der ersten französischen Kanonen.

Da eilt sie freudig zurück, ihrer Herrschaft den guten Verlauf des Kampfes zu berichten. Die Herrschaft hat sich aber indessen in den Keller eines benachbarten Kaufmanns geflüchtet. Sie soll mit hinabsteigen, hat aber keine Ruhe dazu. Denn draußen fliehen schon die Franzosen vorüber und sausen die preussischen Reiter hinterher. Da reißt sie in höchster Aufregung die Thür auf und reicht den Preußen unter lautem Bravo und Hurra Speise und Trank dar.

Dann eilt sie den letzten Preußen nach, um den Sieg mit eigenen Augen zu schauen. Dabei findet sie den ganzen Weg mit Patronen bestreut, die die Franzosen in der Hast der Flucht zur Erleichterung von sich geworfen hatten. Im Wallgraben vor dem Tore liegen sogar vier große Patronenfässer. Zwei Männer sind dabei beschäftigt, die Tonnen zu öffnen, um vielleicht Geld zu finden. Enttäuscht lassen sie den wertlosen Inhalt liegen.

Johanna sammelt nun die Patronen und trägt alles hinunter in den Graben. Sie hatte wahrlich nicht lange Zeit. Denn schon kommt Morand zurück, schon haben sich die Preußen verschossen, und schon bittet sie ein Offizier um die rettenden Patronen. Da läßt's kein Ueberlegen. Johanna wächst jetzt über ihr Geschlecht hinaus. Sie kann ja selbst mit eingreifen in die schwankende Schlacht. Das Schicksal scheint die Entscheidung mit in ihre Hand zu legen, und nun tut sie ihre Pflicht ohne Zucken und Zagen, ganz ihrer Aufgabe hingegeben, als Lantern nicht Hunderte von pfeifenden Kugeln auf sie.

Johanna selbst stellt das Ereignis so dar. . . . Nun fiel es mir ein, daß die Franzosen den Tag vorher gesagt hatten, Ihre Patronen wären alle vergiftet. Eiligst ließ ich hin und raffte Sie alle auf. Als ich sie nun

alle aufgefucht und bey die andern gebracht hatte, so freute ich mich über den großen Berg. Ach, dachte ich, da können die Preußen recht viele Franzosen mit erschießen . . .“

Jetzt drängt Morand die Preußen zurück: „ . . . da fielen die Kugeln wie geregnet. Ich ließ mich aber nicht schrecken, und da ich einige Schritte weiter kam, so fand ich noch eine Schürze voll Patronen. Diese raste ich auf und als ich sie bey die andern tragen wollte, so sah ich, daß alle Cavallery wieder zurückkam und zur rechten Seite des Grabens kam die Infanterey . . .“

„Ein Offizier von dieser Infanterey fragte mir: wie kömst du hier her und warum weinst du? ich antwortete: ach . . . gestern haben wir erst ein großes Unglück erlebt, und nun kommen die Franzosen wieder zurück . . .“

Nun fragte er mich: „was trägst du den so schwer in der Schürze?“ „daß sind französische Patronen, die ich dort gefunden habe.“ „D, die gib nur her, die thun uns groß nötig, den meine Beute haben alles verschossen. Wie ich das hörte, so freute ich mich, daß ich im Graben noch so viel hatte und sagte: Ich habe noch recht viel, die werde ich alle holen. Wie ich nun so schnell lief, um die andern Patronen recht eilig herbey zu schaffen, so blieben meine Schu im Dreck stecken. Eilglt sah ich mich um nach meine Schu; als ich aber sah, daß die Franzosen immer näher kamen und fürchterlich schossen, so ließ ich sie stecken und lief in Strümpfe. Nun trug ich eine Schürze voll nach der andern herbey, und da sie mir die Patronen nicht so schnell abnehmen konnten, wie ich wünschte, so hielt ich die Schürze mit die Zähne feste und stach mit die Hände ihnen die Patronen vorne in der Mondur. Viele von diese Brava Krieger wurden getödet und verwundet. Zwei Kugeln nahmen die Flucht durch den Saum von mein Kleid und ein durch die Schürze, aber dennoch ließ ich mich nicht schrecken und holte immer herbey. Nahe am Thor im Garten hatten sich 17 Sachsen verstopfen. Wie diese mich sahen, schossen Sie immer wehrend auf mich, aber keiner hatte das Glück, mich zu treffen. Gleich darnach kam ein Offizier, der vermurklich im Garten bey die Sachsen gewesen war, in vollem eifer auf mich losgejagt, aber einer von die Kusaden, welche nicht weit von mir waren, stürmte auf ihn zu und stach ihn in der linken Seite, daß an der rechten Seite die Lanze wieder heraus kam. Nun hatte ich noch eine Schürze voll, die ich unter die Braven Krieger austheilte.

Wie ich nun die letzten den einen vorne in der Mondur stach, so bekam er einen schuß in der linken Seite, daß er sogleich nieder sank; ich nam demselben untern arm und schlepte ihn in den Graben, band ihm mein Halstuch um seine Wunde und versprach ihm, sobald es ein wenig stille wäre, wollte ich ihn in ein Haus bringen, wo er verbunden und verpflegt würde. Nun stellte ich mich wieder auf den Graben. Kaum hatte ich eine Minute da gestanden, so kam eine Kugel und nahm mir von der linken Wange die Harlocke. Gleich darnach bekam der französische General Morand einen Hintenschuß und einen Säbelhieb und fiel vom Pferde. Wie nun die französischen Truppen sahen, daß ihr General gefallen war, so gaben sie sich gefangen. Nun brachte ich den verwundeten, den ich vorhin im Graben gefunden hatte, in ein Haus, wo er verpflegung erhielt, die andern verwundeten und ermateten brachte ich Wein und die Gesunden Branntwein und Bier . . .“

Dann eilte sie nach Hause als ob nichts geschehen wäre, und hält sich verborgen. Nicht das geringste Aufsehen macht sie von ihrer That.

Andern Tages jedoch suchten die Sieger nach ihr. Auf dem Markte treffen sie eine der Nachbarinnen Johanna mit einem Kinde auf dem Arm. Diese Frau erzählte, daß sie das gesuchte Mädchen kenne. Da nahmen ihr die Soldaten (wohl mehr im Scherz) das Kind weg und sagen, sie bekäme es nicht eher wieder, als bis sie Johanna Stegen zur Stelle gebracht hätte.

Da hilft also nichts, Johanna muß der Nachbarin folgen.

„ . . . Wie ich auf den Markt kam, umringeln mich die Preußen, und es entstand ein entseßlicher Jubel. Zwei von den Offizieren sagten, daß ich eine große Belohnung verdient hätte, und diese würde auch gewiß nicht ausbleiben — ich gab ihnen aber zur Antwort, wen das würdlich so viele dienste geleistet hette, wie Sie sagten, so wäre mir das bewußtseyn, so viele Menschen gerettet haben, die größte Belohnung . . .“

Die Soldaten aber verbreiteten wenige Tage nach der Schlacht ein Flugblatt mit einem volkstümlichen Gedichte über „Das Helbenmädchen von Lüneburg“, und bald ertönte nach der Melodie „Wohl auf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd“ das Lied: „Ich sänge das Mädchen von Lüneburg. Wer wagt es, dem Mädchen zu gleichen?“

*